

Geschichte der Philosophie

79 Ethik seit dem Logischen Positivismus

Von Dr. Arthur Holmes vom Wheaton College

Ich glaube, ich habe diese Woche meine Stimme wiedergefunden, daher ist es für mich weniger schmerzhaft, und ich hoffe, auch für Sie. Letzte Woche haben wir uns damit beschäftigt, wie die Analyse der Alltagssprache den starren wissenschaftlichen Empirismus der logischen Positivisten erweitert und aufgelockert hat. Dies sahen wir insbesondere im Hinblick auf die Debatte um die religiöse Sprache der 1950er und frühen 1960er Jahre, in der nach einer empirischen Grundlage gesucht wurde, um über Gott zu sprechen.

Ich möchte heute Vormittag – heute Vormittag, etwas spät dafür, heute Nachmittag – einen Blick auf die Ethik werfen, insbesondere auf den logischen Positivismus. Wir werden zunächst sehen, welchen Einfluss die Analyse der Alltagssprache auf die Aufhebung der Vorherrschaft des logischen Positivismus mit seiner emotivistischen Ethiktheorie ausübt. Ayer bringt dies in seinem Kapitel über Ethik und Theologie sehr treffend zum Ausdruck, wenn er argumentiert, dass es eigentlich keine moralischen Urteile gibt, sondern nur emotionale Äußerungen, nicht einmal Aussagen über subjektive Sachverhalte, nicht einmal diese Urteile. Es sind lediglich Beschreibungen psychischer Zustände, keine moralischen Urteile.

Aussagen wie „Stehlen ist falsch“ oder „Krieg ist schändlich“ sind also rein emotional und greifen keine sachliche Grundlage für die Diskussion. Der Einfluss der Alltagssprachanalyse zeigt sich in einer Debatte innerhalb der sogenannten Metaethik – ein Begriff, der im Zusammenhang mit G. E. Moores Suche nach dem Guten geprägt wurde. Moore argumentierte bekanntlich, dass wir ein intuitives Wissen um das Gute besitzen, genauer gesagt, eine intuitive Wahrnehmung des Guten, die wir jedoch nicht auf eine natürliche Eigenschaft, Glück, Vergnügen, Nutzen, ein Naturgesetz oder irgendetwas empirisch oder metaphysisch Definierbares reduzieren können – sein naturalistischer Fehlschluss.

Nun, Ayer erwiderte natürlich auf Moores Intuitionismus, dass der Begriff des Guten bedeutungslos sei, wenn wir ihn nicht definieren oder beschreiben könnten. Aus dieser Überlegung heraus entwickelte sich dann die emotivistische Theorie. Die Metaethik hingegen befasst sich mit der Bedeutung ethischer Sprache.

Man kann deutlich erkennen, dass metaethische Bedenken im Vordergrund standen, da der logische Positivismus behauptete, moralische Terminologie sei bedeutungslos, kognitiv bedeutungslos. Sie beziehe sich auf nichts. Der Intuitionismus ist deswegen aber nicht untergegangen .

W. D. Ross führte eine Art Intuitionismus fort, in dem das Intuitive das Richtige ist, nicht das Gute, sondern das Richtige. Man könnte diese beiden Begriffe analog zur Unterscheidung zwischen „Mill“ und „kann nicht“ differenzieren. Mill und jede konsequentialistische oder teleologische Ethik befassen sich mit dem Guten, einem guten Ergebnis, dem angestrebten Ziel.

Das Recht bezieht sich auf die Qualität einer Handlung oder eines Motivs an sich, nicht auf deren Folgen. Im Gegensatz dazu bedeutet „kann nicht“, dass das Recht stets aus Pflichtgefühl handelt. Daher argumentierte W. D. Ross, dass wir ein intuitives Gespür für das Richtige besitzen .

Die Bedeutung dieses Begriffs wird deutlich, auch wenn wir ihn nicht auf eine andere Eigenschaft reduzieren können, wodurch wir den naturalistischen Fehlschluss vermeiden. Er ist beispielsweise erkennbar, wenn man einen Vertrag abgeschlossen oder ein Versprechen abgegeben hat. Wir erkennen dann, dass wir Folgeverpflichtungen haben.

Und es ist richtig, dass wir unseren Verpflichtungen nachkommen. Die Bedeutung des Begriffs bezieht sich also auf allgemein anerkannte Verpflichtungen, die aus bestimmten Beziehungen und Verträgen entstehen. Man könnte bemerken, dass das, was dort seinen Anfang nimmt, seitdem viel häufiger vorkommt – ein vertragstheoretisches Thema.

Mit dem Abschluss eines Vertrags gehen wir Verpflichtungen ein. Später werden wir feststellen, dass dies als Grundlage aller moralischen Verpflichtungen verallgemeinert wird, als eine Art vertragstheoretisches Verhältnis. Für Ross dient es jedoch lediglich als Bezugspunkt, um Beispiele für unsere intuitive Erkenntnis des Richtigen zu geben.

Die Analyse der Alltagssprache kommt jedoch erst bei den anderen von mir genannten Entwicklungen richtig zur Geltung. Ein moralischer Ansatz, der unter anderem von William Frankner, einem Dozenten der University of Michigan, entwickelt wurde, ist sein viel genutztes Einführungswerk „Simply Ethics“. Dieses Werk, das nur etwa 100 bis 120 Seiten umfasst, wurde wahrscheinlich häufiger verwendet als jedes andere und wird noch heute zitiert. Frankner stammte aus einer christlich-reformierten Familie und war Absolvent des Calvin College.

Und obwohl sein Theismus in seinem Buch nicht explizit zum Ausdruck kommt, ist er doch unterschwellig vorhanden. Dies zeigte sich deutlich in einem Artikel, den er – ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal davon erzählt – Ende der 30er-Jahre verfasste, als Reaktion auf G. E. Moores naturalistischen Fehlschluss. Darin argumentierte er, dass man zwar nicht aus einem Sein ein Sollen ableiten könne, aber mit einer zusätzlichen Prämisse, beispielsweise theologischer Art, sehr wohl. Das heißt, während A nicht logisch B impliziert, impliziert A plus B logisch B. Mit einer

zusätzlichen Prämisse, die eine Quelle moralischer Verpflichtung, eine Grundlage für Werte, einführen kann, lässt sich also aus bestimmten faktischen Prämissen eine moralische Verpflichtung ableiten.

Wenn man also sagt: Prämisse B – Gott, ein persönliches moralisches Wesen, existiert –, dann enthält die Ausgangsprämisse sofort eine Wertung. Aber in jedem Fall bereitete diese erste Arbeit, die seinen Ruf in der Philosophie begründete, meiner Meinung nach den Weg für seine spätere Betonung einer moralischen Perspektive. Denn die Bedeutung ethischer Begriffe hängt von der eingenommenen moralischen Perspektive ab.

Das heißt, eine moralische Sichtweise einzunehmen, beinhaltet eine nicht-kognitive Komponente – nicht bloß eine emotionale, sondern eine nicht-kognitive Haltung, die sich in der moralischen Beurteilung von Sachverhalten äußert. Durch diese zusätzliche nicht-kognitive Perspektive wird deutlich, dass moralische Begriffe solche Haltungen bezeichnen, die mit einer moralischen Sichtweise einhergehen. Sie besitzen diesen psychologischen Bezugspunkt.

Man könnte sagen, dies führe zu einer Art ethischem Subjektivismus, bei dem die moralische Terminologie in Bezug auf subjektive Zustände wie die Einnahme eines moralischen Standpunkts definiert wird. Gut, aber man gelangt dennoch zu kognitiven moralischen Urteilen, was bei A. J. Ayer nicht der Fall war. Kurt Bayer ist der zweite Vertreter dieses australischen Philosophen.

Bekannter ist der Präskriptivismus von R. M. Hare. R. M. Hare lehrte in Oxford; Sie erinnern sich, ich erwähnte ihn im Zusammenhang mit der Debatte um die religiöse Sprache. Er war der Mann mit dem Beispiel des Oxford-Dozenten, der, wie Sie sich erinnern, irrationalerweise mit den Augen blinzelte, als jemand damals etwas versuchte.

In seinem Buch „Die Sprache der Moral“ analysierte er den alltäglichen Gebrauch moralischer Sprache. Er kam zu dem Schluss, dass diese Sprache eher vom Imperativ als vom Indikativ geprägt ist. Die grundlegende Bedeutung liegt also nicht in einer Tatsachenaussage wie „A ist B“ oder Ähnlichem („Stehlen ist falsch“), sondern im Imperativ.

Tu es nicht! Moralische Sprache schreibt vor, sie beschreibt nicht. Und als solche entzieht sie sich der positivistischen Überprüfung vermeintlich faktischer Beschreibungen. Moralische Aussagen sind keine faktischen Beschreibungen; sie sind Vorschriften, und daher handelt es sich um etwas anderes.

Beachten Sie implizit die Behauptung, dass die logisch-positivistische Sprachauffassung so stark eingeschränkt war, dass sie nur noch Tautologien und beschreibende Aussagen zuließ. Alles andere sei emotionaler Ausdruck. Was aber ist

mit Befehlen und Ähnlichem? Beachten Sie dieses Rätsel sogar bei Wittgenstein, in einer Passage, die ich Ihnen gestern Abend, genauer gesagt letzte Woche, vorgelesen habe, wo Wittgenstein sagt: „Jemand sagt: Du sollst nicht.“

Und was man daraufhin sagen möchte, ist: Was wäre, wenn ich es täte? Wittgenstein spielt gewissermaßen mit der Merkwürdigkeit eines „Du sollst nicht“, wenn man von einem reduktionistischen Standpunkt ausgeht, der besagt, dass man nur faktische Aussagen treffen oder Dinge emotional ausdrücken kann. Man fragt: Was ist dieses „Du sollst nicht“? Und Hare greift dies auf und sieht darin das hervorstechende Merkmal moralischer Sprache, nicht nur moralischer Urteile, sondern aller Arten moralischer Sprache. Präskriptivismus.

Diese Art von Präskriptivismus lässt natürlich völlig offen, worauf er beruht. Es könnte sich um eine soziale Vorgabe handeln. Es könnte sich um eine elterliche Vorgabe handeln.

Es könnte sich um einen anderen Befehl oder eine andere Weisung handeln. Es könnte sogar ein göttlicher Befehl sein. Und diese göttliche Befehlsbotschaft, wie Sie bemerken, taucht etwas später auf.

Nun, dem Präskriptivismus folgte kurz darauf der Deskriptivismus. Deskriptivismus. Philippa Furst von der UCLA und John Searle hier, im Wesentlichen geht es dabei um empirische Fakten, aber um wertgeladene empirische Fakten.

Um seinen Standpunkt zu verdeutlichen, zeigte John Searle in einem Artikel mit dem Titel „Wie man aus einem Sein ein Sollen ableitet“, wie das geht. Also, hier an der Tafel – ich schalte das mal kurz aus, damit Sie es besser sehen können. Jones sagte: „Hiermit verspreche ich, Smith 5 Dollar zu zahlen.“

Das ist eine Tatsachenbehauptung, empirisch überprüfbar. Daraus folgt, dass Jones Smith 5 Dollar versprochen hat – eine einfache Übersetzung. Folglich hat sich Jones auch selbst verpflichtet, Smith 5 Dollar zu zahlen – eine reine Definitionsfrage.

Daraus folgt, vereinfacht ausgedrückt, dass Jones verpflichtet ist, Smith 5 Dollar zu zahlen. Und folglich, wiederum vereinfacht ausgedrückt, sollte Jones Smith 5 Dollar zahlen. Und so ergibt sich aus einer empirisch überprüfbaren Aussage eine moralische Verpflichtung.

Das heißt, es gibt faktische Situationen, wie etwa das Abgeben eines Versprechens, eine soziale Handlung, die sich empirisch beschreiben lässt. Es gibt aber auch beschreibbare Situationen, die ein moralisches Sollen beinhalten. Man beschreibt also ein Sein, indem man ein Sollen sorgfältig beschreibt und die Beschreibung entsprechend übersetzt.

So wies also auf etwas hin, das er als Sprechakt bezeichnete: Erstens sagte Jones: „Hiermit verspreche ich, Smith 5 Dollar zu zahlen.“ Das ist ein Sprechakt. Es ist ein moralisch verbindlicher Sprechakt.

Sprache ist weitaus vielfältiger als die Vereinfachungen der AGA. Daher kommt es zu einem Deskriptivismus. Eine der interessantesten Entwicklungen ist in vielerlei Hinsicht die Theorie des göttlichen Gebots.

Die Literatur zur Theorie des göttlichen Gebots – und für diejenigen unter Ihnen, die sich mit Ethik auskennen, ist das nichts Neues – reicht oft bis ins Mittelalter zurück, genauer gesagt zu Platons Dialog „Euthyphron“, in dem Sokrates die Frage des Respekts vor den Eltern und des Respekts vor dem Göttlichen erörtert. Es stellt sich die Frage, ob ein Gebot richtig ist, weil Gott es will, oder ob Gott es will, weil es richtig ist. Solche Fragen wirft auch Platon auf. Kurz gesagt: Es gibt eine lange Tradition, unsere moralischen Verpflichtungen auf den Willen Gottes zurückzuführen.

Das Gesetz Gottes, die Gebote Gottes, wie auch immer sie verkündet werden mögen. Und das wurde in diesem Zusammenhang, der Bedeutung ethischer Begriffe, aufgegriffen. Ich gehe bewusst so vor, um aufzuzeigen, dass die Theorie der göttlichen Gebote auf mindestens zwei, vielleicht sogar drei verschiedene Arten angewendet werden kann.

Es lässt sich anwenden, und ich denke, darin liegt vielleicht seine größte Bedeutung: Man kann es nutzen, um über die Grundlage moralischer Verpflichtung zu sprechen. Warum gut sein? Nun, Gottes Wille. Die Theorie des göttlichen Gebots.

Die Grundlage moralischer Verpflichtung, ganz klar. Sie wurde auch im Hinblick auf die Quelle unseres moralischen Wissens verwendet. Woher wissen wir, was richtig ist? Weil Gott es gesagt hat.

Und übrigens legt Carl Henry in seinen Schriften zur Ethik in diesem Zusammenhang besonderen Wert darauf. Genau genommen unterscheidet er diese verschiedenen Aspekte nicht, sondern es geht ihm vor allem darum, die Quelle moralischer Erkenntnis hervorzuheben. Ich denke, man kann diesen Ansatz auch heute noch nutzen, um die Quelle moralischer Erkenntnis zu betonen, wenn man anerkennt, dass es in moralischen Fragen sowohl allgemeine als auch spezielle Offenbarungen gibt.

Und natürlich spricht Paulus in Römer 1 ganz klar von moralischer Erkenntnis durch allgemeine Offenbarung. Insofern sich das moralische Gesetz in der Funktionsweise der menschlichen Natur widerspiegelt, bedeutet die Vorstellung Gottes als Schöpfer in diesem Sinne, dass dieses göttliche Gebot bereits existiert. Die dritte und im

postpositivistischen Kontext bedeutsame Anwendung der Theorie des göttlichen Gebots betrifft jedoch die Bedeutung moralischer Begriffe.

Was bedeutet es, etwas als richtig oder falsch zu bezeichnen? Was bedeutet es, etwas als gut oder schlecht zu bezeichnen? Gemeint sind Gottes Gebote, der Wille Gottes. Diese Erneuerung der Theorie des göttlichen Gebots zielt also darauf ab, die von Ayer aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Das wird in den Schriften von Robert Adams an der UCLA am deutlichsten. Sie haben es übrigens schon gehört – vielleicht haben Sie Marilyn Adams ja letztes Jahr bei der Konferenz hier kennengelernt? – Robert Adams ist ihr Ehemann.

Sie sind ein Ehepaar an der UCLA. Ein wirklich bemerkenswertes Paar. Er hat zahlreiche Artikel über die Theorie des göttlichen Gebots verfasst.

Philip Quinn hat ein Buch zu diesem Thema geschrieben. Er war an der Brown University tätig. Wie viele andere kluge Köpfe ist er jetzt an der Notre Dame.

Die ganze Welt scheint sich in Notre Dame zu versammeln. Und Phil Quinn ist auch dabei. Er ist übrigens Herausgeber von „Faith and Philosophy“, der Zeitschrift der Gesellschaft christlicher Philosophen.

Doch diese beiden sind derzeit die Hauptvertreterinnen. Die Betonung der Theorie des göttlichen Gebots geht jedoch auch auf Elizabeth Anscombe zurück. Wessen Namen sollten Sie kennen?

Eine britische katholische Philosophin, die seit den 1940er Jahren bedeutende Arbeit, vor allem im Bereich der Moralphilosophie und der philosophischen Psychologie, geleistet hat. Ich glaube, es war 1955. Sie veröffentlichte einen Artikel mit dem Titel „Moderne Moralphilosophie“ in der britischen Fachzeitschrift „Mind“.

Moderne Moralphilosophie. Darin beklagte sie, dass es seit einem halben Jahrhundert so scheine, als gäbe es eine Art Verschwörung, den Rechtsbegriff aus der modernen Ethik zu verbannen. Sie spricht insbesondere über den Einfluss des Utilitarismus.

Die Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts umfasst natürlich nicht nur die Verbreitung der utilitaristischen Ethik, sondern auch den Aufstieg des logischen Positivismus. Dieser eliminierte bekanntermaßen den Rechtsbegriff aus der Moralphilosophie. Ihre Behauptung war, dass es nicht völlig überraschend sei, dass ohne eine Art Moralvorstellung... Für einen Gesetzgeber ist es sehr schwer, ein Konzept des moralischen Gesetzes aufrechtzuerhalten.

Und sie bezog sich dementsprechend auf die Wurzeln des Sittengesetzes in der westlichen Tradition, nämlich in der jüdisch-christlichen Tradition und im römischen Stoizismus. Diese Kombination also. Und sie, als Katholikin, als Thomistin, plädierte natürlich für eine erneute Betonung des Sittengesetzes.

Dies würde uns eine Grundlage nicht nur für die Verpflichtung, sondern auch für die Sinnhaftigkeit des Konzepts des Sittengesetzes liefern. Die Sinnhaftigkeit des Konzepts des Sittengesetzes. Der Begriff kann nur dann Sinn haben, wenn es einen Geber des Sittengesetzes gibt.

Und was sie sich wünschen würde, wäre eine Naturrechtstheorie. Eine Verbindung von göttlichem Gebot und Naturrecht. Das göttliche Gebot verleiht den moralischen Begriffen Bedeutung und bildet die Grundlage für Autorität.

Und das Naturrecht in Bezug darauf, wie wir unsere moralischen Verpflichtungen erkennen. Diese Argumentation führt die gesamte Ethiktheorie, so denke ich, im Grunde wieder auf den Stand vor dem Auftreten der Positivisten zurück. Tatsächlich ist sie in mancher Hinsicht sogar weiter fortgeschritten, da die Theorie des göttlichen Gebots die rein utilitaristische Ethik ernsthaft infrage stellt.

Aber auch aus moralischer und präskriptiver ethischer Sicht. Noch Fragen oder Anmerkungen? Ja, Carl. Ja, aber mach das bitte etwas präziser, Carl.

Ohne einen moralischen Gesetzgeber ist der Begriff des moralischen Gesetzes bedeutungslos. Es gibt keinen empirischen, keinen faktischen Bezugspunkt für das moralische Gesetz. Natürlich könnten von Menschen erlassene Gesetze existieren, aber in diesem Fall gäbe es eine Legislative oder einen Herrscher, der die Funktion des moralischen Gesetzgebers ausübt.

Doch das hätte nicht die Autorität göttlichen Gesetzes. Sie wünscht sich also den göttlichen Gesetzgeber, um dem universellen und unveränderlichen Sittengesetz Sinn zu verleihen, dessen Konzept ohne ihn empirisch und faktisch bedeutungslos wäre. Wie würde Kant darauf reagieren? Nun, zunächst einmal würde sich Kant nicht um empirische Bedeutung, empirische Überprüfbarkeit und all das kümmern.

Sie werden sehen. Ihre Frage ist interessant, weil Kant es genau andersherum macht. Kant würde sagen, dass wir, insofern wir dieses intuitive Pflichtgefühl haben, dieses intuitive Gefühl auch irgendwie erklären müssen.

Kurz gesagt, letztlich ein moralischer Gesetzgeber. Sie werden sehen. Ich vermute daher, dass Kant Anscombe in diesem Punkt loben, ihre Naturrechtslehre mit ihrer metaphysischen Grundlage aber ablehnen würde.

Du wirst sehen. Aber den Zusammenhang zwischen Sittengesetz und Sittengesetzgeber erkennt Kant genauso deutlich wie Anscombe. Ja.

Kant würde sagen, man müsse den Gesetzgeber postulieren . Und ich vermute, dass Anscombe, zumindest in den 1950er Jahren als Thomist, gesagt hätte, wir könnten Thomas' fünf Argumente für den moralischen Gesetzgeber heranziehen. Aber selbst ohne den Gesetzgeber , so Kant, hätten wir eine Pflicht.

Ja, er würde sagen, wir haben ein Gefühl moralischer Verpflichtung. Diese Intuition. Nun ja, wir haben ein intuitives Gespür für die gemeinsame Grundlage der Moral, dass wir immer aus Pflichtgefühl handeln sollten.

Ja, in diesem Sinne ist es intuitiv. Der Widerspruch entsteht, wenn man versucht, rational zu handeln und gleichzeitig etwas Falsches zu tun. Genau da zeigt sich der Widerspruch, im jeweiligen moralischen Urteil.

Aber ich glaube, der Unterschied, auf den Sie anspielen, ist folgender: Ich verwende den Begriff „intuitiv“ für Kant. Ja, nicht im Sinne von Moore oder Ross, die sind nicht intuitiv, sondern im Sinne eines gemeinsamen moralischen Kerns.

Doch aufgrund des Aufkommens des positivistischen Verifizierbarkeitskriteriums würde Anscombe diese Herangehensweise vermeiden wollen. Denn der Positivist würde Kant fragen: Welchen Status hat dieses Pflichtgefühl? Was ist seine Bedeutung? Ist es ein empirisch zugängliches Pflichtgefühl? Und der Positivist würde verneinen.

Ayers emotivistische Theorie widerlegt . Verstehen Sie? Indem Anscombe dies umgeht, versucht er, dem Begriff der Pflicht oder des moralischen Gesetzes wieder eine Bedeutung zu geben. Er macht ihn somit von einem moralischen Gesetzgeber abhängig .

Karl? Die Anerkennung dieser moralischen Gesetze ist also lediglich eine Folge eines moralischen Gesetzgebers ? Das ist nicht intuitiv, aber es ist eher so ... Ja, ja, ja. Wenn also jemand ein überzeugter Naturalist ist und keinen moralischen Gesetzgeber hat, wird er dem moralischen Gesetz wahrscheinlich keine Bedeutung beimessen. Gar keine faktische Bedeutung.

Sehen Sie, fragen Sie sich doch einmal selbst – Sie sehen es ganz deutlich –, welche Bedeutung im Sinne von Ayers Verifizierbarkeitstheorie einer Aussage wie „Wir alle sind moralisch an ein universelles Gesetz gebunden“ zukommt. Verstehen Sie ? Nun, moralisch gebunden zu sein, was bedeutet das? Subjektive Schuldgefühle zu haben, dies tun zu müssen? Subjektive Schuldgefühle, so würde Ayer sagen, sind Sache der Psychologie und haben nichts mit moralischer Verpflichtung zu tun. Verstehen Sie ? Wenn man sich also nur auf psychologische Beschreibungen beschränkt, hilft das

überhaupt nicht weiter. Erinnern Sie sich an Ayers vier Arten moralischer Sprache? Erinnern Sie sich? Es gibt psychologische Beschreibungen und es gibt psychologische und andere subjektive Beschreibungen.

Es gibt Ermahnungen, die schlichtweg Gefühle ausdrücken. Es gibt ausgesprochen emotionale Äußerungen und vermeintliche moralische Urteile. Und es gibt, nebenbei bemerkt, auch metaethische Aussagen.

Gut, kommen wir zum nächsten Punkt. Die Debatte über moralische Sprache und ihre Bedeutung führte zur Wiedereinführung der normativen Ethik. Und in den letzten 20 Jahren erlebten wir eine äußerst intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema.

Ich habe fünf der einflussreichsten Autoren aufgelistet, Namen, mit denen Sie sich vertraut machen sollten – und die Sie bereits kennen, wenn Sie sich mit Ethiktheorie beschäftigt haben. John Rawls in Harvard, sein Buch zur Gerechtigkeitstheorie, in dem er einen vertragstheoretischen Ansatz einführte. Sie erinnern sich sicher an John Lockes Vorstellung vom Naturzustand, der aufgrund gemeinsamer Bedürfnisse und Rechte zu einer Zivilgesellschaft führte, die auf einer Art Gesellschaftsvertrag beruhte.

Rawls spricht nicht nur von einer vertragstheoretischen Grundlage für die Regierung, sondern von einer vertragstheoretischen Grundlage für die gesamte Moral. Daher benötigt er sein Äquivalent zum Naturzustand. Und er beschreibt, was sich hinter dem abspielt, was er einen Schleier des Nichtwissens nennt.

Ein Schleier des Nichtwissens. Das heißt, wenn eine Gruppe von Menschen die Haltung einnimmt, nichts über zukünftige Entwicklungen zu wissen, die sie positiv oder negativ beeinflussen könnten. Ein Schleier des Nichtwissens.

Welche Prinzipien würden Sie dann für die Gestaltung unseres Lebens hinter diesem Schleier des Nichtwissens aufstellen? Er schlägt vor, dass das, was sich daraus ergeben würde, auf zwei Prinzipien beruht. Erstens, dass Nutzen und Kosten der Gesellschaft gerecht verteilt werden sollten. Und zweitens, dass dies dann der Fall sein sollte, wenn Ungleichheit besteht, wobei die am wenigsten Begünstigten profitieren sollten.

Mit Vorteilen für die am wenigsten Begünstigten. Nun, und dazu versuchte er, einen Weg aufzuzeigen, wie eine politische Ökonomie auf diese Weise gestaltet werden könnte. Es ist kein rein utilitaristischer Ansatz.

Wenn er von der Angleichung von Nutzen und Kosten spricht, schwingt zwar unverkennbar ein konsequentialistischer Unterton mit, aber es handelt sich nicht um

einen utilitaristischen Ansatz. Er sagt nicht einfach kategorisch, man solle den Nutzen für die größtmögliche Anzahl von Menschen maximieren .

Nein. Es enthält zwar einen kantischen Aspekt, die Betonung der Gleichheit unter Vernachlässigung anderer Erwägungen. Es hat zwar einen kantischen Charakter, aber es handelt sich nicht um eine kantische Ethik, die aus einem bloßen Pflichtgefühl heraus handelt.

Es handelt sich um eine vertragstheoretische Regelung. Die Moral beruht also nicht auf einem göttlichen Gebot. Sie beruht auch nicht auf einem a priori festgelegten moralischen Prinzip.

Es beruht nicht auf einer empirischen Folgenabschätzung. Okay. Auf diese Weise eliminieren Sie das göttliche Gebot, das Naturrecht, die Kantische Ethik und den utilitaristischen Ansatz.

Es beruht vielmehr auf gesellschaftlicher Übereinkunft. Und sein Ansatz hat immense Diskussionen ausgelöst, nicht nur unter Ethikern , sondern auch in der Politikwissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft und so weiter.

Generell tendiert er aufgrund dieser Prinzipien eher zu einer liberalen als zu einer konservativen politisch-ökonomischen Philosophie. Auch Robert Nozick, der ebenfalls in Harvard lehrt, vertritt in seinem Werk „Anarchie, Staat und Utopie“ einen der konservativsten wirtschaftlichen und politischen Ansätze überhaupt. Nozicks These lautet, dass es nur ein einziges Grundprinzip gibt.

Jeder Mensch hat das Recht, sich alles anzueignen, was er kann, solange er es nicht illegal von jemand anderem nimmt. Erwerbsrechte. Das ist eine Form von ethischem Egoismus.

Das einzige grundlegende moralische Prinzip ist die Achtung der Eigentumsrechte. Er befürwortet zwar ein soziales Netz für die Schwächsten , aber im Kern ist es ein durch und durch individualistischer Ansatz.

Mir scheint, er verkörpert philosophisch jene Art von Reaganomics, die von Eigeninitiative und im Wesentlichen von Übernahmerechten mit minimaler rechtlicher Regulierung und einem Sicherheitsnetz sprach. Kurioserweise gab es zwei Personen, die zur gleichen Zeit im selben Fachbereich in Harvard tätig waren. Vor einigen Jahren studierte einer unserer Absolventen dort Jura in Harvard, und die beiden unterhielten sich über ... Diese beiden Standpunkte wurden gerade in einer Jura-Vorlesung diskutiert, als eine Stimme aus dem hinteren Teil des Raumes, die sich als Rawls herausstellte, jemanden unterbrach und korrigierte.

Und eine weitere Stimme, die sich als die von Nozick herausstellte, meldete sich ebenfalls von der anderen Seite des Raumes zu Wort, und so diskutierten die beiden in der Jura-Vorlesung über dieses Thema. Ich vermute, es gab viele Debatten. Alan Goodworth von der Universität Chicago ist erst vor ein paar Jahren in den Ruhestand getreten.

Vernunft und Moral. Im Wesentlichen ein Kantianer . Und in vielerlei Hinsicht repräsentiert er eine Wiedergeburt der kantischen Ethik.

Oft wird dies als Achtung vor der Person bezeichnet . Die Achtung vor der Person ist das Grundprinzip. Sie erinnern sich sicher an Kants zweite Formulierung des kategorischen Imperativs: Wir sollen Menschen stets als Zweck an sich und nicht nur als Mittel zum Zweck behandeln.

Achtung vor dem Einzelnen . Alan Goodworth versucht dies so zu erklären, dass jeder von uns größtmögliche Freiheit haben möchte, um sein eigenes Lebensprojekt zu verwirklichen. Wenn ich nun logisch konsequent und nicht widersprüchlich argumentieren will, bedeutet mein Wunsch nach dieser Freiheit, dass ich auch die Freiheit anderer Menschen in gleichem Maße respektieren sollte.

Wir haben also das, was er ein Prinzip der generischen Konsistenz nennt. Ein Prinzip der generischen Konsistenz, das im Grunde Kants Universalisierungsprinzip ist. Man möchte seine eigenen Ziele, seine eigenen Rechte nicht auf Kosten der gleichen Rechte anderer durchsetzen.

Das würde gegen das Prinzip der generischen Konsistenz verstoßen. Daher hat er versucht, eine kantische Ethik auf diese Weise wiederaufzubauen. Alan Donegan, der ebenfalls viele Jahre in Chicago tätig war und dann zum Caltech wechselte, starb vor nur anderthalb, zwei Jahren.

Alan Donegans Buch „Die Theorie der Moral“ ist ebenfalls kantianisch geprägt. Er griff das Prinzip der Achtung vor Personen auf und untersuchte, welche Konsequenzen sich daraus für die Entwicklung einer spezifischeren Ethik ableiten ließen. Sein Fazit: Die wesentlichen Prinzipien der jüdisch-christlichen Ethik sind wahr.

Es wird Sie interessieren, dass er mir das einmal hier erzählte, obwohl er viele Jahre brauchte, um das Ganze zu durchdenken und zu diskutieren. Nachdem das Buch bereits im Druck war, kam er zu dem Schluss, dass, wenn die jüdisch-christliche Ethik wahr sei, die zugrunde liegende Theologie wahrscheinlich auch zutreffe und er Christ werden müsse. Und als ethischer Mensch tat er das. Und er war zugleich ein bemerkenswerter Mensch.

Alan Donegan, ein sehr lesenswertes Buch. Alasdair MacIntyre, ein Name, der Ihnen sicher schon öfter begegnet ist. Drei Werke auf diesem Gebiet, die großen Einfluss haben und eine Abkehr von regelbasierten Ansätzen in der Moralforschung und im Handeln markieren.

Davon ausgehend also ein regelgeleiteter Ansatz für moralische Entscheidungen. Eine Ethik der Entscheidungsfindung. Wir wenden uns vielmehr dem zu, was wir Tugendethik nennen.

Der Schwerpunkt liegt auf dem moralischen Charakter. Auf den moralischen Qualitäten der Person. Und nicht auf der moralischen Qualität einzelner Handlungen.

In „Nach der Tugend“ zeichnet er die gesamte Geschichte der Ethik von der vorsokratischen Zeit, ja sogar von homerischer Zeit, bis in die nachkantische Zeit nach. Er argumentiert, dass die frühen Griechen und später Platon, Aristoteles, die Stoiker und das Mittelalter vor allem an der Entwicklung der Tugend interessiert waren. Das Interesse an der Entwicklung der Seele findet sich bereits bei Platon.

Bei Augustinus und anderen findet man die Charakterentwicklung. Die Entwicklung einer regelbasierten Ethik, bei der Entscheidungen und Handlungen Vorrang haben, findet sich jedoch erst im 18. Jahrhundert, in der Aufklärung. Man muss allerdings aufpassen, dass man nicht zu verallgemeinert.

Denn bei Denkern wie Augustinus und Thomas von Aquin, die sich in ihrer Ethik auf das Naturrecht stützten, spielten moralische Regeln – insbesondere das natürliche Sittengesetz sowie das biblische Recht – eine wichtige Rolle, um moralische Entscheidungen zu leiten und richtiges Handeln herbeizuführen. Das ist durchaus relevant. Doch das übergeordnete Anliegen sind die Tugenden selbst.

Tatsächlich ist es interessant – und es mag zunächst paradox klingen –, dass Thomas von Aquin, wenn er über die Regeln der Theorie des gerechten Krieges spricht, dies unter dem Oberbegriff der Tugend der Liebe tut. Denn die Liebe erfordert, dass Gerechtigkeit mit Liebe verbunden wird.

Gerechter Krieg muss also in diesem Sinne verstanden werden. MacIntyre zeichnet jedoch nicht nur die Entwicklung dieser beiden ethischen Traditionen nach, sondern untersucht auch, was nach der Tugendethik in einer regelgeleiteten Ethik folgte: die Entwicklung des Utilitarismus und seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber Tugendfragen. Ihm geht es schlichtweg um den maximalen Nutzen von Handlungen und politischen Maßnahmen.

Es geht ihm um nicht-moralische, nicht um moralische Ziele der Charakterentwicklung. Das tut er. Er weist aber auch darauf hin, dass diese auf unterschiedlichen, unvereinbaren philosophischen Traditionen beruhen.

Von Inkommensurabilität zu sprechen bedeutet, dass man das eine nicht anhand der Normen des anderen bewerten kann. Man kann das eine nicht in die Begriffe des anderen übersetzen. Sie sind nicht auf das andere reduzierbar.

Und er führt dies im zweiten Band dieser Reihe, „Wessen Gerechtigkeit, welche Rationalität?“, weiter aus. Die Frage nach wessen Gerechtigkeit verdeutlicht die Unvereinbarkeit der Traditionen hinsichtlich des Sinns und der Anforderungen von Gerechtigkeit. Die Frage nach der Rationalität hingegen betont die Unvereinbarkeit der Gründe, die für die angebotenen moralischen Standpunkte angeführt werden. Es geht um unterschiedliche Maßstäbe rationalen Urteilsvermögens.

Und dieses Thema taucht auch in seinem dritten Band wieder auf, der erst vor wenigen Jahren erschienen ist: „Drei rivalisierende Versionen der Moralphilosophie“. Wenn Sie also nur Zeit haben, eines dieser drei Bücher zu lesen, dann lesen Sie das dritte.

Es ist wesentlich prägnanter als die anderen. Ich denke, man hätte jeden der anderen Texte auch in der Hälfte der Länge schreiben und die Argumentation wirkungsvoll darlegen können. Aber MacIntyre ist eben ein typisch schottisch-irischer Mensch, der seine Sprache und seine Interessen mit großer Begeisterung teilt, sodass seine Texte voller faszinierender historischer Anekdoten sind, insbesondere wenn es um Schottland geht.

Man lernt hier nicht nur die schottische Geschichte kennen, sondern auch andere Aspekte. Sein Interesse an Sozialgeschichte ist faszinierend, nicht nur an Geistesgeschichte, sondern auch an Sozialgeschichte, was hier sehr gut zum Ausdruck kommt. Die drei rivalisierenden Traditionen des dritten Bandes unterscheiden sich offensichtlich in ihrer Auffassung von Vernunft und den Grundlagen der Ethik.

Die erste ist die aristotelische Tradition, die natürlich von Thomas von Aquin wesentlich ausführlicher entwickelt wurde. Die zweite Version ist die der Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Er zitiert eine bestimmte Ausgabe der Encyclopædia Britannica aus dem 19. Jahrhundert, die einen Artikel über Ethik enthielt. Darin wurde Ethik als eigenständige Wissenschaft behandelt, die nach und nach immer mehr moralisches Wissen anhäufte, das allgemein anerkannt wurde, bis wir schließlich eine universelle, auf positivistischem Denken basierende Ethikwissenschaft hätten. Diesen rationalistischen Ansatz sieht er als Ergebnis des regelgeleiteten Ansatzes einiger Autoren des 18. Jahrhunderts. Die dritte Variante, die dritte Tradition, ist Nietzsche.

Und das ist natürlich seine Ergänzung zu den anderen. Ich denke, man kann mit Fug und Recht behaupten, dass er die Nietzscheanische Ethik des starken und des schwachen Willens im Machtkampf hinzufügt. Sie wissen schon, die Nietzsche-Sachen.

Denn während er an diesen anderen Dingen gearbeitet hat, erlebten wir eine regelrechte Renaissance des Postmodernismus, dessen Schwerpunkt heute als politische Korrektheit gilt, der aber im Kern Subjektivismus war – das Sprechen über die eigene Wahrheit und die eigenen moralischen Maßstäbe und so weiter, basierend auf nicht rational begründeten, sondern voluntaristisch motivierten Wünschen. Er stellt also diese drei Alternativen vor und versucht zu ergründen, worauf die Entscheidung zwischen ihnen letztendlich hinausläuft. Man darf aber nicht vergessen, dass sie unterschiedliche Auffassungen von Rationalität haben.

Die erste Tradition beruht auf einem Weisheitsbegriff, der auf Aristoteles zurückgeht und Weisheit und Klugheit vereint. Dieser Begriff findet sich sowohl bei Aristoteles als auch im Mittelalter wieder. Die zweite Tradition hingegen basiert auf deduktivem Denken in quasi-wissenschaftlicher Weise und entspricht somit dem szientistischen Ideal.

Und im dritten Fall geht es natürlich schlicht um Rationalisierung. Es ist ein Diener der Gefühle. Und man kann darin erkennen, woher er kommt.

Interessanterweise knüpft dies eng an seine Autobiografie an. Denn bereits in den 50er Jahren, als junger Mann, begann er, sich mit dem Problem der religiösen Sprache auseinanderzusetzen. Erinnern Sie sich an seinen Beitrag zur Diskussion um religiöse Sprache? Er sprach von der eigentümlichen Natur religiöser Sprachen, die sich von anderen Sprachverwendungen unterscheidet, sodass man religiöse Überzeugungen nicht mit anderen sprachlichen Mitteln begründen kann.

Der Punkt ist, dass er damals eine durch und durch barthianische Theologie vertrat, nach der Gott unabhängig von rationalen Prozessen durch eine Art existentielle Begegnung erkannt wird. Im Laufe der Jahre entfernte er sich jedoch vollständig vom Christentum. Er interessierte sich für den Marxismus, und diese drei Bücher repräsentieren die allmähliche Annäherung an eine Form des Theismus. Als er also „Nach der Tugend“ veröffentlichte, war er zwar Aristoteliker, aber noch nicht zum Christentum zurückgekehrt.

Und dieser Prozess hat sich so entwickelt, dass er im dritten Band nicht nur Aristoteliker, sondern auch Thomist und bekennender Katholik ist. Er ist also zum christlichen Glauben zurückgefunden. Und wie ich bereits sagte, ist er, wie viele andere gute Menschen, jetzt an der Universität Notre Dame.

So hat sich die Ethik also entwickelt. Daher kann man wohl sagen, dass dies die fünf einflussreichsten Persönlichkeiten der letzten 20 Jahre im Bereich der Ethik sind. Meiner Ansicht nach ist Rawls' Einfluss weiterhin spürbar und wird es auch bleiben, sogar noch stärker als der von Nozick, Gewirth und Donegan.

Und an diesem Punkt sind es wohl Rawls im Bereich regel- und prinzipiengeleiteter ethischer Entscheidungen und MacIntyre in der Tugendethik, die am meisten diskutierten Autoren sind – die beiden, mit denen Sie sich vertraut machen sollten. Nun gut, ich belasse es dabei und überlasse es Ihnen, Fragen zu stellen, Feedback zu geben, zu kommentieren, hinzuzufügen usw. Das Ergebnis ist, dass die normative Ethik, wie die Religionsphilosophie, trotz allem wieder lebendig und relevant ist.

Wie gehen sie mit Gerechtigkeit und Barmherzigkeit um? Was die Gerechtigkeit betrifft, ja. Man hört viel von Gerechtigkeit. Rawls definiert Gerechtigkeit als die gerechte Verteilung von Nutzen und Kosten einer Gesellschaft.

Nozick plädiert im Hinblick auf die Wahrung individueller Rechte im Wesentlichen für Erwerbsrechte. Gewirth hingegen setzt sich für den Respekt vor dem anderen und dessen Lebensprojekt ein. Donegan wiederum bekennt sich zu individuellen Rechten.

Ich denke also, man kann mit Fug und Recht behaupten, dass der Schwerpunkt auf Gerechtigkeit im Sinne der Rechtstheorie liegt. Interessanterweise ist keiner der vier Utilitarist. Das heißt aber nicht, dass sie Konsequenzen außer Acht lassen; ganz im Gegenteil.

Aber sie sind keine Utilitaristen im Sinne der Anwendung des Nützlichkeitsprinzips auf alles. Daher scheinen die Achtung der Person, die kantische Prägung und Menschenrechtstheorien eine zentrale Rolle zu spielen. Sowohl Donegan – nun ja, Donegan im Moment – würde sicherlich sagen, dass eine biblische Ethik deutlich weiter geht als der kantische Ansatz einer Ethik.

Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob er das jemals zu seiner Zufriedenheit durchdacht hat. Ich erinnere mich, als er einige Jahre nach Erscheinen seiner Moraltheorie die Hauptvorträge auf unserer Philosophiekonferenz hielt. In der anschließenden Diskussion stand Rich Mao vom Calvin College – wenn wir uns im Ostflügel des Edmund-Gebäudes befänden – in jener Ecke und befragte Donegan am Rednerpult. Er versuchte, ihn Schritt für Schritt dazu zu führen, zu verdeutlichen, wie eine christliche Ethik sein ethisches Denken beeinflussen würde.

Und er näherte sich allmählich dieser Ansicht und begann, es zu verstehen, aber er musste auf eine Weise denken, die er vor seiner Hinwendung zum Theismus nie zuvor getan hatte. Er wuchs in einem methodistischen Elternhaus in Australien auf, aber ich glaube, er hatte sich seit seinem Studium nicht mehr viel mit theistischen

Überlegungen auseinandergesetzt. MacIntyre übt jedenfalls großen Einfluss auf christliche Ethiker aus.

Er hat den Theologen Stanley Hauerwas maßgeblich beeinflusst, der die Tugendethik aus einer eher theologischen Perspektive entwickelt und sie mit narrativen Ansätzen der Ethik, der Erzählung der Tradition, verknüpft hat. Dies zeigt sich implizit in der Betonung verschiedener Traditionen. Die Teilnahme am Leben einer Tradition, am Leben einer Gemeinschaft und die Aneignung ihrer Geschichte sind also Wege, die Werte dieser Tradition zu verinnerlichen und ihre Tugenden anzunehmen.

Und so wird die gesamte Theorie der moralischen Entwicklung von dieser Herangehensweise tiefgreifend beeinflusst. Wie würde MacIntyre Ihre Kritik an den Tugenden einer bestimmten Tradition beschreiben? Ja, genau da liegt die Schwachstelle. Man versucht, die Konsistenz zu wahren.

Endergebnis zu betrachten . Aber er scheint keine klaren kritischen Bezugspunkte entwickelt zu haben. Daher geht es letztendlich darum , den – ich wollte sagen – moralischen, sozialen Wert der Sache abzuwägen.

In „Nach der Tugend“ stellt Homer als Erstes einen Kontrast zwischen der aristokratischen Ethik der homerischen Tradition und der späteren sokratischen Ethik her, in der Schönheit, Stärke und Ehre im Vordergrund stehen . Das ist die aristokratische Ethik. Wer Homers Werke kennt, erkennt sie an seinen Helden.

Sokrates hingegen ist ganz anders. Ihm geht es um Gerechtigkeit und Freundschaft.

Mit Respekt. Ehrfurcht, verstehen Sie? Nun, er... Würde ich sagen, dass er falsch liegt ? Falsch.

Minderwertig, ja. Er scheint nicht zu sagen , dass es falsch ist. Er scheint zu sagen, dass es sich um eine minderwertige Gesellschaft handelt, die dadurch entstanden ist.

Der eine baute Sparta. Der andere baute Athen. Sie haben die Wahl.

Ja. Genau. Sie könnten nicht treffender sein.

Menschliches Gedeihen ist tatsächlich der Begriff, der oft für das Ziel, das Endergebnis verwendet wird. Was bedeutet es, zu gedeihen? Nun, in der aristotelischen Tradition bedeutet es, sich voll zu verwirklichen .

Die volle Blüte. Das Gedeihen. Die volle Entfaltung des menschlichen Potenzials.

Das setzt aber eine aristotelische Teleologie voraus. Nun, wir haben diese Grenze überschritten.